

An den Körpern hängt zuletzt doch alles

Schlusspunkt unter eine Auseinandersetzung, in der harte Worte fielen: Judith Butler erhält in der Paulskirche den Theodor-Adorno-Preis der Stadt Frankfurt.

Solidarität mit Israel“ stand auf einigen der hochgestreckten Tafeln und auf einer anderen „Hamas legitim, Israel Boykott: Bin ich im falschen Film?“. Aber daneben sah man auch andere über den Köpfen gehaltene Zettel, auf denen einfach stand: „Thank you, Judith“. Es war eine ungewohnte Szenerie vor der Paulskirche, in der am Dienstagabend der Theodor-Adorno-Preis der Stadt Frankfurt vergeben wurde. Zum dreizehnten Mal seit 1977 und in diesem Jahr erstmals an eine Frau, an die in Berkeley lehrende Philosophin und Literaturwissenschaftlerin Judith Butler.

Mit der Protestkundgebung hatte man rechnen müssen nach den heftigen Angriffen, die vor allem der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Stephan Kramer, aber auch die Jüdische Gemeinde Frankfurts gegen die designierte Preisträgerin vorgetragen hatten. Als unerträglich und mit der Verleihung dieses Preises unvereinbar, der mit Werk wie Namen des von den Nationalsozialisten als „Halbjude“ zur Emigration gezwungenen Philosophen verknüpft ist, wurde von dieser Seite hingestellt, dass Judith Butler einmal Hamas und Hizbullah als Teil einer „globalen Linken“ bezeichnet hatte und einige Boykottmaßnahmen unterstützte, die den Staat Israel für sein Verhalten gegenüber den Palästinensern, Siedlungspolitik eingeschlossen, unter Sanktion stellen.

Da nützte kein Eingeständnis von Seiten Butlers, dass die mündliche Äußerung über Hamas und Hizbullah missverständlich ausgefallen war, und auch nicht der stichhaltige Hinweis darauf, dass sie jede Form der Gewalt ablehne (wozu man jederzeit ihre Texte konsultieren kann). Man war und blieb auf Seiten des Zentralrats fest entschlossen, in der Ehrung Judith Butlers einen Skandal zu sehen. Nach der im Kern recht einfachen Logik, die aus der Tatsache, dass sich die Beschuldigte nicht bedingungslos hinter Israel stellt, den Vorwurf des Israel-Hasses und antisemitischer Gesinnung gewinnt. Und Stephan Kramer glaubte im Namen der Juden in Deutschland nicht nur dem Kuratorium des Adorno-Preises mangelnde moralische Standfestigkeit vorwerfen zu müssen, sondern attestierte Judith Butler im selben Atemzug gleich noch „moralische Verderbtheit“, die man von ihrer mit dem Preis gewürdigten philosophischen Arbeit eben nicht trennen könne.

Die Maßlosigkeit dieses Anwurfs, die man Stephan Kramer nicht einfach nachsehen sollte, einmal beiseitesetzt, trifft immerhin die Feststellung der Untrennbarkeit von politischer Haltung und akademi-

schem Wirken bei Judith Butler einen richtigen Punkt. Es war das Verdienst der Philosophin Eva Geulen, das in ihrer Laudatio gebührend herauszustreichen. Den Umstand also, dass Butler sich stets mit Verve in aktuelle politische Angelegenheiten verstrickt und für Teile ihres Werks, gerade mit Blick auf ihre breit rezipierten Arbeiten über die Zuschreibung von Geschlechtsidentitäten, die Einschätzung durchaus nicht fernliegt, deren politische Bedeutung stelle die philosophische in den Schatten.

Wozu auch der Nachdruck gut passte, den die Laudatorin auf die öffentliche intellektuelle Judith Butler legte. Eine Rolle, die natürlich Risiken mit sich bringt. Wobei gar nicht nur an das Herausbeschwören von Attacken wie diejenigen rund um die Frankfurter Preisverleihung zu denken ist, mit deren Stoßrichtung sich Judith Butler übrigens schon vor einigen Jahren auseinandergesetzt hat. Schließlich führt grundsätzlich kein sicherer Weg von unabschließbaren, zweifellos immer gut gemeinten Überlegungen über eine alle Exklusionen abwehrende demokratische Praxis, wie sie Judith Butlers Leitstern ist, auf das Feld der gesellschaftlich-politischen Realitäten.

In ihrer Dankesrede, nachdem Kulturdezernent Felix Semmelroth die Urkunde überreicht hatte – Oberbürgermeister Peter Feldmann hatte den Termin bereits lange vor der ausbrechenden Auseinandersetzung um die Wahl der Preisträgerin an ihn delegiert –, legte es Judith Butler nicht auf solche Übergänge an. Ihr Ausgangspunkt war Adornos viel glossierte Bemerkung in den „Minima Moralia“ über die Unmöglichkeit eines richtigen Lebens im (gesellschaftlich) falschen. Nicht so sehr, um Adornos „unbeschädigtes“ Leben in eigene Bestimmungen zu fassen, sondern vor allem, um das Augenmerk auf Voraussetzungen zu lenken, die erfüllt sein müssen, um Fragen eines richtig geführten Lebens allererst Substanz zu geben. Dass zu diesen Bedingungen gehört, „dem Körper seine Existenz zu sichern“, muss man nicht als durchschlagende Einsicht ansehen.

Aber in dieser für Butler typischen Akzentuierung des Körperlichen kündigten sich kritische Absetzungen bereits an. Zum einen Einwände gegen eine einigermaßen klar zu ziehende Linie zwischen der privaten Sphäre der Reproduktion und dem öffentlichen Raum politischer Intervention (das bekam retrospektiv Hannah Arendt vorgehalten), zum anderen – naturgemäß vorsichtig – gegen Theodor W. Adornos Hang, den „Widerstand gegen die von dem fortgeschrittensten Bewusstsein durchschauten, kritisch aufgelösten Formen eines falschen Lebens“, wie es bei ihm einmal heißt, doch eher nicht auf der Straße, also bei den Körpern, zu verorten. Womit die Verbindung zu aktuellen sozialen Bewegungen und deren Kampf gegen Prekarität geschlagen war. Dass es in ihnen um ein gemeinsames Leben geht, die wechselseitige Verpflichtung von der Idee des guten Lebens nicht subtrahierbar ist, gegen diese Schlusswendung Judith Butlers war nun wirklich nichts vorzubringen. Der Applaus war herzlich, und draußen vor der Paulskirche hatten sich die Demonstranten inzwischen zerstreut. HELMUT MAYER



Kein Linksabbiegerarm, sondern blindgenaues Schießen in der Kurve: Jeremy Renner und Rachel Weisz auf der Flucht

Foto Universal

Aaron rennt: „Das Bourne Vermächtnis“ im Kino

Er rannte. Oder er raste in kleinen und größeren Autos seinen Verfolgern davon. Zur Not schwamm er auch. In rasante Folgen kleinster Schnipsel geschnitten, bleibt von der „Bourne“-Trilogie vor allem dieses Tempo in Erinnerung: Pure Bewegung war das Prinzip. Bis es so weit ist, dauert es eine Weile in diesem neuen Film, der „Bourne“ im Titel trägt, aber keine Fortsetzung ist, sondern deutlich langsamer zunächst eine Nebenhandlung zum letzten Teil („Bourne Ultimatum“) erzählt. Jason Bourne in Gestalt von Matt Damon bleibt als Bezugsfigur präsent, er wird immer noch von der CIA gesucht, sein Foto taucht auf, eine Spur wird gefunden, verloren.

Aber Matt Damon spielt nicht mit im „Bourne Vermächtnis“. Stattdessen haben wir es mit Jeremy Renner zu tun. Seine Figur heißt Aaron Cross und ist ein wie Jason Bourne gentechnisch in seinen körperlichen wie geistigen Fähigkeiten und Reflexen optimierter Agent aus einem anderen illegalen Geheimdienstprogramm, das im Zuge der Bourne-Krise ebenfalls geschlossen werden soll. Was hier wie dort heißt: Eliminierung der Agenten. Cross ist Nummer 5, und er ist der einzige, der den Mördern entkommt.

Wir begegnen ihm in Alaska. Lange Zeit kämpft er allein gegen die Kälte, die Wölfe, die Berge. Statt durch Schnipsel folgen zu hetzen wie Paul Green-

grass, der Regisseur der letzten beiden „Bourne“-Filme, nimmt der Drehbuchautor aller „Bourne“-Filme, Tony Gilroy, der jetzt auch Regie führt, sich viel Zeit für Landschaft und Tiere, und vor allem für den Grund dafür, dass Cross es dann doch sehr eilig hat: er muss täglich Pillen nehmen, um seine Form zu halten, und die gehen ihm langsam aus.

Seine Widersacher, angeführt von Edward Norton als ehemaligem Militär, der zum Geheimdienst gewechselt hat und soldatische Härte in Blick und Stimme legt, sind weit weg. Ferngesteuerte Drohnen sind ihre Waffe, doch Drohnen denken nicht, das ist Aarons Vorteil. Die dritte Zentralfigur spielt Rachel Weisz, sie

ist die Wissenschaftlerin hinter dem Agentenprogramm. Norton sagt: „Was getan werden muss, muss getan werden.“ Dr. Shearing sagt: „Ich forsche nur.“ So hat jeder seine Rechtfertigungsfloskeln, nur Aaron braucht keine. Was er braucht, sind die Pillen, besser noch, wie Dr. Shearing ihm klarmacht, eine Spritze, mit der die genetische Optimierung permanent wird. Das führt die beiden nach Manila in eine Pillenfabrik und dann auf eine sehr, sehr lange Verfolgungsjagd auf unterschiedlichem Gerät, bei der ihnen ein Agent der nächsten Generation in die Quere kommt. Es wird noch eine Weile dauern, bis der letzte aus dem Verkehr gezogen ist. (Lue.)

Solange der Atomminister Musik hört, herrscht Frieden

Elena Bashkirova kämpft mit ihrem Jerusalemer Kammermusikfestival weiter für kulturelle Aussöhnung

JERUSALEM, im September Der Blick in die vierte Reihe beruhigt. Solange der für Geheimdienste und Atomenergie zuständige Minister dort fast jeden Abend seinen Stamplatz einnimmt, steht der israelische Angriff auf Iran offenbar nicht unmittelbar bevor. Während das Heimatfrontkommando die Bürger aufklärt, wie sie sich im Kriegsfall schützen sollen, erklingen im Kuppelsaal des Jerusalemer CVJM-Hotels Werke von Tschaiakowsky, Schostakowitsch und Schubert. Bisher kein einziges Mal ist das Jerusalemer Chamber Music Festival seit seiner Gründung 1998 ausgefallen, obwohl die Jahre an Terror und Krisen nicht arm waren: Am Abend des 11. September 2001 wurde ebenso gespielt wie während der Anschläge der zweiten Intifada und kurz nach dem zweiten Libanon-Krieg.

Elena Bashkirova, die künstlerische Leiterin, spricht von einem „existentiellen Moment“. Sie stammt aus Russland, sie ist Pianistin und schon überall auf der Welt aufgetreten: „Aber in Jerusalem spielt man anders. Man hat das Gefühl, dass es für die Leute hier sehr wichtig ist, dass wir es tun“, sagt Bashkirova. Für sie selbst ist das Festival weit mehr als nur ein weiteres Musikertreffen im internationalen Konzertzirkus. Den gut sechzig Kollegen, die in diesem September nach Jerusalem gereist sind, geht es ähnlich. Andrés Schiff und Gidon Kremer nehmen sich eigens dafür Zeit, Konzertmeister und Solisten der Berliner und Wiener Philharmoniker reisen an, dazu jede Menge Nachwuchstalente. Sie alle erhalten keine Gage. Es gibt nur Flug, Unterkunft und nach dem Konzert ein Essen an langen Tischen.

Auch das Publikum, für das an den fünfzehn Abenden die sechshundert Plätze nie ausreichen, kommt nicht, um vor den Konzerten und in der Pause auf der palmengesäumten Terrasse gesehen zu werden. Es geht um Musik, nicht um Garderobe. Selbst Geheimdienstminister Dan Meridor trägt das Hemd offen. „Das ist ein Luxuspublikum“, schwärmt Bashkirova, die 2012 wieder zusammen mit ihrem Sohn, dem Geiger Michael Barenboim, auftritt; auch ihr Ehemann Daniel Barenboim stieß in der Vergangenheit schon dazu. Im Konzertsaal gibt man sich leger, einige tragen Wandersandalen: ein eher älteres Publikum – obwohl doch Israel eine deutlich jüngere Bevölkerung hat als Deutschland und es in Jerusalem zwei Universitäten gibt. Aber nicht einmal die Musik schafft es, in der den Juden, Christen und Muslimen heiligen Stadt auch die Menschen

zusammenzubringen, die fast Tür an Tür wohnen. Religiöse Juden und Araber bilden die Mehrheit unter den Einwohnern Jerusalems. Unter den Zuhörern sind nur wenige Männer, die auf dem Kopf eine Kippa tragen, die sie als gläubige Juden ausweist. Draußen sehen palästinensische Mütter mit Kopftüchern ihren Kindern beim Spielen zu. Im Saal ist kein Arabisch zu hören.

Auch vom Bildungsbürgertum, das früher in Jerusalem den Ton angab, ist wenig geblieben. Der Exodus säkularer Bürger in die weniger frommen Städte an der Küste geht weiter. „Jerusalem kommt mir vor wie ein Mensch, der andauernd an Blut verliert. Es gibt vielleicht keine andere Stadt, die gleichermaßen anziehend ist und traurig wie diese“, sagt Bashkirova, die seit langem beobachtet, wie der Einfluss religiöser Extremisten zunimmt.

Vom Künstlerquartier im Mishkenot-Konferenzentrum aus ist die graue Betonmauer zu sehen, die Israel von den Palästinensergebieten trennt. In Ramallah helfen Daniel Barenboim und andere

seit Jahren, junge Musiker auszubilden. Einige spielen schon im West-Eastern Divan Orchestra, aber nicht alle sind für einen solistischen Auftritt beim Festival schon gut genug, wie Bashkirova meint. Dabei bleibt selbst ein Konzertbesuch im CVJM-Saal für palästinensische Musikliebhaber eine Herausforderung, weil ihnen das israelische Militär einen Passierschein ausstellen muss. Obendrein boykottieren im Westjordanland immer mehr Künstler und Akademiker Israel wegen der andauernden Besetzung der Palästinensergebiete.

Arabische Musiker aus Staaten wie Syrien und Jordanien, die Bashkirova gern einladen würde, wagen sich wiederum nicht nach Israel, weil sie nach ihrer Rückkehr Repressionen fürchten müssen. So kommen in diesem Jahr neben zahlreichen Israelis wie der Klarinetistin Shirley Brill, dem Pianisten Oded Ben-Ari und dem ausgezeichneten Jerusalemer Quartett nur zwei weitere Teilnehmer aus der Region: der in Nazareth geborene (aber mittlerweile in Berlin leben-

de) Pianist Saleem Aboud-Ashkar und der aus der Türkei stammende Kontrabassist Burak Marlali. Die zunehmende israelfeindliche Stimmung bekam das Festival schon im Ausland zu spüren. Seit Jahren unternimmt Elena Bashkirova mit einer Programmauswahl Abstecker nach Europa und Amerika. Bei einer Einladung nach London wurde sie – ein unglaublicher Vorgang – gebeten, das Wort Jerusalem aus dem Namen zu tilgen. Die Veranstalter hatten Angst, dass sich Israel-Kritiker daran stören könnten, wie das in London vor einiger Zeit mit dem Israel Philharmonic Orchestra geschehen war.

Der Pianist Andrés Schiff hat nicht lange gezögert, er ist ein zweites Mal nach Jerusalem gekommen. „Mir hat es beim ersten Mal im vergangenen Jahr wahnsinnig gut gefallen. Das Publikum ist phantastisch – sachkundig und begeistert. Auch die Mischung der Musiker ist großartig“, sagt Schiff. In Jerusalem könne er mit alten Freunden und ganz jungen Musikern zusammenspielen, die er noch nicht kenne. „Der israelische Nachwuchs ist bewundernswert“, lobt Schiff – auch wenn er fürs Festival oft buchstäblich erst nach Hause zurückgeholt werden muss: Viele junge israelische Künstler haben sich längst im Ausland niedergelassen, viele in Berlin. Zu Beginn seines Konzertauftritts spielt Schiff ein Stück von Schubert – ein Schwerpunkt des diesjährigen Festivals; danach gibt es Musik von Igor Strawinsky, Mieczyslaw Weinberg und Wladimir Tarnopolski. Den zweiten Schwerpunkt bilden russische Komponisten.

Elena Bashkirova vergleicht ihre Programme gern mit einem „Club-Sandwich“, das aus mehreren Lagen mit Bekanntem und Unbekanntem besteht. Die Konzerte können manchmal drei Stunden dauern und Talente von überraschender Seite zeigen. Für die Pianistin Elisabeth Leonskaja und den Bassisten Alexander Vinogradov, die beide erkrankt waren, sprangen kurzfristig Kirill Gerstein und die Sängerin Elisabeth Kulman ein.

Statt Modest Mussorgskys „Lieder und Tänze des Todes“ trägt die österreichische Mezzosopranistin temperamentvoll und mit schauspielerischem Witz dessen „Kinderstube“ vor – ein Glanzpunkt des Festivals, von dem man sich im April 2013 auch in Berlin einen Eindruck verschaffen kann: Dann wird das Jerusalemer Chamber Music Festival nämlich zum zweiten Mal im Jüdischen Museum zu Gast sein. „Der kleine Bruder unseres Festivals wächst“, meint Bashkirova, ein bisschen stolz. Sie hat schon wieder neue Programmideen für nächstes Jahr in Jerusalem. HANS-CHRISTIAN RÖSSLER

Drei zu drei für Suhrkamp

Die Shortlist für den Deutschen Buchpreis

Gleich drei faustdicke Überraschungen sind der Jury des diesjährigen Deutschen Buchpreises bei der Nominierung ihrer Shortlist geglückt, und zwei davon resultieren daraus, dass man ihr den entsprechenden Mut nicht zugeutraut hätte. In der vor vier Wochen bekanntgegebenen Longlist (F.A.Z. vom 16. August) für den besten deutschsprachigen Roman des Jahres wurde gleich ein Viertel der zwanzig Plätze von Suhrkamp-Autoren belegt – eine in der achtjährigen Geschichte der höchst erfolgreichen Auszeichnung nie zuvor dagewesene Konzentration auf einen Verlag. Und nun ist diese Quote noch übertrafen worden, denn auf den sechs Kandidatenplätzen der Shortlist findet man immer noch drei Titel des Berliner Hauses.

Da stellt sich als spannendste Frage, wer denn von Suhrkamp nicht mehr dabei ist. Bernd Cailloux mit seinem im Frühjahr erschienenen Roman „Gutgeschriebene Verluste“ fiel ebenso durchs Raster wie Rainald Goetz mit „Johann Holtrop“. In Gesellschaft so hoch gehandelter Titel wie Jenny Erpenbecks „Alle Tage Abend“ oder Bodo Kirchhoffs „Die Liebe in großen Zügen“ mag dieses Scheitern zu verschmerzen sein, und der Verlag bleibt ja mit dem Rest im Rennen: mit Stephan Thome Roman „Fliehkräfte“, mit „Indigo“ von Clemens Setz und Ulf Erdmann Ziegler „Nichts Weißes“. Mit den ersten beiden Büchern war zu rechnen: an ihnen führt in diesem Jahr kein Weg vorbei (F.A.Z. vom 7. August).

Genauso wenig wie an Ursula Krechels „Landgericht“ (erschienen bei Jung und Jung), der auf der Shortlist das Favoritentrio abrundet. Ziegler dürfte ebenso wie Ernst Augustin, der mit seinem schon im Frühjahr erschienenen Roman „Robinsons blaues Haus“ (C. H. Beck) höchst überraschend dabeigeblichen ist, nur Außenseiterchancen besitzen. Beide haben in ihren jeweiligen Genres – dem spekulativ-phantastischen im Falle Augustins und dem psychologisch-realistischen bei Ziegler – mit Setz und Thome übermächtige Konkurrenz, während Ursula Krechel Buch in seiner akribischen Rekonstruktion eines deutschen jüdischen Lebens der Nachkriegszeit eine eigene Kategorie bildet.

Was aber ist die größte Überraschung der Longlist, für die der meiste Mut nötig war, mehr als für die Suhrkamp-Dominanz und die Auswahl des Augustinischen Alterswerks? Das ist der letzte Platz der Shortlist. Er geht an Wolfgang Herrndorfs „Sand“ (Rowohlt Berlin), ein Buch, dessen Nominierung gleich doppelt unwahrscheinlich schien, weil es bereits im

ANZEIGE



Herbst 2011 erschienen ist und im Frühjahr den Konkurrenzpreis der Leipziger Buchmesse gewonnen hat. Die Entscheidung, es weiter im Rennen zu halten, spricht für die Kompromisslosigkeit der Jury in ihrem Anspruch, den besten Roman seit der letzten Preisverleihung auszuzeichnen – ungeachtet taktischer Erwägungen. Das tut dem Buchpreis gut. apl



Forellnquintettfinale: Andrés Schiff, Alisa Weilerstein und Ori Kam.

Foto Dan Porges

Chefwechsel

„Els Joglars“ ohne Boadella

Nach einundfünfzig Jahren gibt Albert Boadella, der Leiter der katalanischen Theatertruppe „Els Joglars“, seinen Posten auf. Sein Nachfolger wird der Schauspieler Ramon Fontseré, der „Els Joglars“ seit 1983 angehört und zahlreiche

Hauptrollen gespielt hat. Boadella verkündete seinen Abschied in Madrid, während in Barcelona eine große Demonstration für die Unabhängigkeit Kataloniens stattfand. In Theaterstücken und Büchern hat Boadella sich über die Separatisten oft lustig gemacht. Seine nächste Aufgabe ist die künstlerische Leitung der „Teatros del Canal“, einer der vielseitigsten Bühnen von Madrid. P.I.